



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Teilung des christlichen Erbes : geschichtsphilosophische Gedanken.

12

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Teilung des christlichen Erbes

Geschichtsphilosophische Gedanken. 12



Die populären und größtenteils auch die wissenschaftlichen Darsteller konfessioneller Dinge sind bis auf den heutigen Tag der angestammten Sitte treu geblieben, die eigne Konfession weiß und die der Gegner schwarz zu malen, falls aber Widerspruch erfolgt, schneeweiß und kohlschwarz aufzutragen. Dem Philosophen steht es von vornherein fest, daß beide Parteien sowohl Recht als Unrecht haben müssen, aber er wird nicht so kindisch sein, zu glauben, daß man die Wahrheit erhalte, wenn man schwarz und weiß zu grau vermische. Ausgehend vielmehr von der Überzeugung, daß so gewaltige und langlebige Körperschaften, wie es die Konfessionen sind, weder der ideellen noch der geschichtlichen Berechtigung entbehren können, wird er die Stellung beider in der Entwicklung des Menschengeschlechts anzugeben versuchen: die Kräfte und Verhältnisse, deren Erzeugnisse sie sind, die verschiedenen Aufgaben, die ihnen die Vorsehung gestellt hat, die Dienste, die beide dem Menschengeschlecht auf seiner mühseligen irdischen Pilgerschaft leisten. Unter den Geschichtschreibern kenne ich nur einen, der sich dieser Aufgabe mit heiligem Ernst und philosophischem Scharfblick unterzogen hat: Karl Adolf Menzel, der denn auch, wie sich gebührt, von beiden Parteien wie die Pest gemieden wird. Eine Zeit lang wurde er in katholischen Kreisen eifrig gelesen; aber nachdem die freiere Richtung des deutschen Katholizismus unterdrückt worden ist, darf er auch dort nicht mehr gekannt noch genannt werden. Der Philosoph kann und darf keinen andern Standpunkt einnehmen als Menzel. Von diesem Standpunkt aus haben wir an einem einzelnen Gegenstande, der politischen und der Gedankenfreiheit, zu zeigen versucht, wie die Vorwürfe, die die Konfessionen einander gegenseitig machen, größtenteils dadurch hinfällig werden, daß die wohlthätigen wie die verderblichen Erscheinungen, um die es sich handelt, gar nicht aus den verschiedenen Glaubenslehren und Kircheneinrichtungen entsprungen, sondern die Wirkungen anderer Ursachen sind. Jetzt wollen wir zu zeigen versuchen, daß es falsch ist, die eingetretene Spaltung, wie auch viele Protestanten thun, als ein Unglück zu beklagen; gerade die Spaltung war notwendig, notwendiger als die Reformation selbst.

Eine Reformation ohne Spaltung ließe sich recht gut denken; sie würde auch wohl zu stande gekommen sein, wenn sie den Bedürfnissen der Völker entsprochen und demnach in dem Plane der Vorsehung gelegen hätte. Warum sollten sich nicht im Süden so gut wie im Norden Fürsten und Adliche in dem Gedanken zusammengefunden haben, die Kirchengüter einzuziehen und aus den Kirchenfürsten besoldete Superintendenten zu machen? Warum sollte die Priesterehe nicht ebensogut im Westen durchgesetzt werden können, wie sie es längst schon im Osten war, selbst bei den Uniten, die den Papst anerkennen und von ihm anerkannt werden? Was hätte die Italiener, die schon zwei Jahrhunderte früher den Kirchenbann verspottet und seit tausend Jahren unzähligmale ihre Päpste verjagt, mißhandelt, verstümmelt, umgebracht hatten, was hätte sie abhalten sollen, eine Anzahl von Kirchengebräuchen als abergläubisch, heidnisch oder wenigstens unpassend zu verwerfen, wenn es ihnen so beliebt hätte? Es beliebte ihnen eben nicht, und darum geschah es nicht. Unter einem Bauernvolke, dem ein vom Tischler rot und grün angestrichener Truhendeckel besser gefällt als eine Madonna von Rafael, hatte es keine Schwierigkeit, das alttestamentliche Gebot durchzusetzen: Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, es anzubeten. Die Romanen hingegen können und wollen ohne geschnitzte und gemalte Bilder nicht leben; sie können und wollen von einer Anbetung und Verehrung des Göttlichen nichts wissen, wenn ihnen nicht gestattet wird, sich die zu verehrenden Personen oder Gegenstände bildlich vor Augen zu stellen und an solchen bildlichen Darstellungen ihre Schöpferkraft zu versuchen. Sa sie wollen noch mehr: wie sie denn im allgemeinen schon fleischgewordne Plastik sind und beim Sprechen durch Geberde und Körperhaltung auszudrücken pflegen, was sie meinen und empfinden, so wollen sie auch die äußern und innern Ereignisse des religiösen Lebens in dramatischer Form dargestellt sehen und womöglich selbst dabei mitwirken. In welchem Grade die sinnliche Vorstellung ein unaustilgbares Lebenselement der Religion des Romanen ist, daran mag folgende Anekdote erinnern. Der Kanonikus Alonso Cano zu Granada (um 1600) war ein bedeutender Maler und fromm in der Art seiner Nation. Sprach ihn ein Bettler an, und er hatte kein Geld bei sich, so ging er in den nächsten Laden, bat um Feder und Papier, zeichnete einen Kopf, eine Figur oder ein Stück Architektur darauf und setzte den Preis samt seiner Namensunterschrift darunter. Das gab er dem Bettler, der ohne Mühe einen Käufer fand. Auf dem Sterbebette erschreckte er seine Umgebung ein wenig durch zwei charakteristische Handlungen: er wies den Beistand seines Pfarrers zurück, weil dieser bekehrten Juden, gegen die Cano eine unüberwindliche Abneigung hegte, die Kommunion gespendet hatte; und er stieß das Kreuzifix zurück, das man ihm darreichte, weil das Bild des Gekreuzigten eine schlechte Pfuscharbeit war. „Quält mich nicht mit dem Dinge da — sagte er —, sondern gebt mir ein einfaches Kreuz ohne Bild, damit ich den Heiland an-

beten kann, wie er ist und wie ich mir ihn vorstelle.“ Es ist leicht einzusehen, daß eine religiöse Liebe, die sich in sichtbaren Gestalten auszudrücken gewohnt ist, nicht mit der gleichen Vollkommenheit, „in Tönen denken“ kann, während umgekehrt, wo der lebhafteste Formensinn fehlt, das Gemüt seine Bewegung in Tönen ausströmen muß. So kommt es, daß die Kirchenmusik in Italien keinen religiösen Charakter trägt, sondern nur eine weltliche Zuthat zur kirchlichen Feier ist, während die deutschen, und zwar sowohl protestantische wie katholische Komponisten, den absolut vollkommenen musikalischen Ausdruck für alle religiösen Stimmungen und Empfindungen gefunden haben. Der gregorianische Gesang stammt aus einer Zeit, wo die heutige italienische Nationalität noch gar nicht vorhanden war, und Palestrina bestätigt nur als Ausnahme die Regel; wird doch von seinen Kompositionen in Deutschland weit öfter Gebrauch gemacht als in Italien.

Berücksichtigen wir nun noch die klimatischen und Ansiedlungsverhältnisse, so werden wir uns vollends überzeugen, daß der Ausdruck der religiösen Ideen im Süden ganz anders ausfallen mußte als im Norden und hier wie da gar keine andre Gestalt annehmen konnte, als die er in Wirklichkeit angenommen hat. Vergleichen wir die Straßen von Neapel oder Sevilla mit der Stube des verschneiten und einsamen norwegischen Bauernhauses in der ewig langen Winternacht. Den Bewohnern des letztern bleibt gar keine andre Art der Erbauung übrig, als sich um die Lampe herum zu setzen, zuzuhören, wie der Hausvater aus der Bibel oder aus der Postille vorliest, und dann zum Schluß ein frommes Lied anzustimmen. Lesen müssen sie schon, um nicht vor Langerweile zu verzweifeln. Annähernd so verhält es sich doch auch schon in Deutschland auf dem Lande. Eine sechsundachtzigjährige arme Frau, die in ihrem elenden verfallenden Hüttchen mutterseelen allein wohnte und im Winter manchmal wochenlang keinen Menschen zu Gesicht bekam, fragte ich einmal, ob ihr die Zeit nicht lang würde. „I nee — sagte sie —; do hat ich a wing, und do sing ich a wing, und do is der holbe Taag rim.“ Die Frau war katholisch, aber man sieht, sie hätte sich allenfalls ganz ohne Gottesdienst behelfen können. Dagegen würde dem Neapolitaner die Zumutung, Gott anzubeten und den religiösen Empfindungen seines Herzens Ausdruck zu verleihen ohne Bilder, ohne die dramatischen Darstellungen des katholischen Kultus in großen prachtvollen Hallen, ohne Aufzüge und Tänze in freier Luft, ohne flatternde bunte Fahnen unter dem blauen Himmel, ohne das Glitzern von Flittergold und Glassteinen im Sonnenlicht einfach unverständlich sein. Und Lesen im geschlossenen Zimmer! Welcher Mensch mit gesunden Sinnen hielte das dort lange aus, wenn er nicht etwa lahm wäre! Eine Predigt anzuhören aber hat man nur dann Geduld, wenn sie mit zugkräftigen Geschichtlein gewürzt und durch ein unserm Geschmack nach unpassendes Beiwerk von symbolischen Handlungen und Geberden zum Schauspiel gemacht oder in eine

solche Disputation aufgelöst wird, wie sie jedermann aus Goethes Beschreibung kennt. Nun verhält es sich aber mit den gesellschaftlichen wie mit den Einzelorganismen: andre Lebensweise fordert andre innere Einrichtungen, einen andern Körperbau, andre Struktur. Das religiöse Drama erfordert, wenn es nicht unter freiem Himmel aufgeführt wird, einen Prachtbau, der gemeinsamen Lesung genügt das Familienzimmer, der Predigt ein schmuckloser Saal. Der Mann, der dem lieben Gott im Kirchenpalast die Honneurs macht, muß ein vornehmer Herr in Prunkgewändern, ein Kirchenfürst sein; im Bet- und Predigtsaal thuts schon ein bürgerlicher Mann im schlichten schwarzen Rock. Soll das Heilswerk nach seinen geschichtlichen Bestandteilen und psychologischen Wirkungen in Bild und Handlung äußerlich vorgeführt werden, so gehört dazu eine Fülle von Zeremonien, dem nordischen Bibelleser genügt die Vergewärtigung im Schriftwort und in der stillen Betrachtung. Die kunstvolle Kirchenverfassung und der kunstvolle Bau des Kultus erfordern zu ihrer wissenschaftlichen Rechtfertigung ein nicht minder kunstvolles Dogmengebäude; dem frommen Schriftleser genügt die Erfahrung des eignen Herzens zum Beweise dafür, daß Gottes Wort, so weit er es versteht, Wahrheit spricht; und was er davon nicht versteht, das läßt er, als ihn nicht angehend, beiseite liegen, ohne darüber zu grübeln.

Die Notwendigkeit der Spaltung war also mit der Ausprägung der Volkscharaktere gegeben. Aber da diese Notwendigkeit sogar heute nur von wenigen erkannt und zugestanden wird, so war vor vierhundert Jahren erst recht nicht daran zu denken, daß sie erkannt und daß demgemäß eine freiwillige Trennung beschlossen worden wäre, abgesehen davon, daß Kirchen noch weniger als Staaten zu den Einrichtungen gehören, die nach einem vorbedachten Plane durch einen Gesellschaftsvertrag gegründet werden können. Vielmehr ergab sich die Trennung als unvorhergesehene und ganz unbeabsichtigte Wirkung einer Reformbewegung, die viel bescheidner und anspruchsloser begonnen hatte, als hundert Jahre früher die großartige und geräuschvolle Staatsaktion der Reformkonzilien. Der erste Urheber und Hauptträger jener Bewegung aber war, ohne es jemals im Leben geahnt zu haben, die Verkörperung der nach eigentümlicher Gestaltung ringenden religiösen Volksseele der Nordländer, und nicht bloßer Zufall, sondern der richtige Ausdruck des innern Zusammenhanges der Dinge war es, daß er von der Rechtfertigungslehre ausging, die zum „Materialprinzip“ des Protestantismus erhoben, hundert Jahre lang wütend umstritten, dann in ihr Gegenteil verkehrt ward, und von der heute niemand mehr etwas wissen mag. „Die kirchliche Praxis — sagt H. Schmidt in der Realencyklopädie von Herzog und Plitt (Band 12, S. 572) sehr schön — und die die letztere rechtfertigende scholastische Theorie war zu einem System ausgewachsen, das ohne Frage mit dem pharisäischen eine auffallende Ähnlichkeit hatte, zartere Gewissen mit der Menge von Einzelaufgaben, von deren

Erfüllung die Heilsgewißheit abhängen sollte, ebenso unerträglich belastend als den oberflächlichen in der kirchlichen Heilsgarantie ein Ruhepolster gewährend.“ Hier fiel also das nationale Bedürfnis der Deutschen, denen es nicht sowohl darum zu thun ist, das Höchste und Wichtigste äußerlich dargestellt zu sehen, als es im innersten Gemüte zu erfassen, mit dem allgemeinen kirchlichen Reformbedürfnis zusammen, da doch auch die Südländer über der prächtigen Schale den Kern nicht ganz vergessen sollen. Man braucht nur die herrlichen Thesen zu lesen — wie viele Protestanten kennen wohl ihren Wortlaut? —, um zu sehen, wie vollkommen es Luther gleich beim ersten Griff gelungen war, den Kern zu erfassen; namentlich in der 1., 2., 43. und 44. These: „Da unser Meister und Herr Jesus Christus spricht, thuet Buße u. s. w., will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete oder unaufhörliche Buße sein soll. Und kan noch mag solch Wort nicht vom Sakrament der Buße, d. i. von der Beicht und Genugthuung, so durch der Priester Amt geübt wird, verstanden werden. Man soll die Christen lehren, daß es des Pabsts Gemüt und Meinung nicht sei, daß Ablass lösen irgend einem Werk der Barmherzigkeit mit ichts sollte zu vergleichen sein. Man soll die Christen lehren, daß wer dem Armen giebt oder leihet dem Dürftigen, besser thut, denn daß er Ablass lösete.“

Mit der gerechten Entrüstung über einen groben Unfug verband sich die Erinnerung an Erfahrungen des eignen innern Lebens, Luthern zu einer Umformung der kirchlichen Rechtfertigungslehre einzuladen. Es ist bekannt, daß seine Auffassung aus schweren Seelenkämpfen hervorging. „Begierig und tief — sagt Köstlin in der Encyclopädie (Band 9, S. 39) — erfaßte er den Ausspruch eines einfachen alten klösterlichen Lehrmeisters, der ihn auf den Artikel von der Sündenvergebung verwies und ihm gebot, hierauf zu hoffen. Die beste und fruchtbarste Belehrung empfing er vom Ordensvikar Johann von Staupitz, der ihm ein vertrauter und väterlicher Freund wurde.“ Welcher Art war diese Belehrung? Daß es Köstlin in seiner fürs Volk geschriebnen Biographie Luthers nicht sagen mochte, wird man gern entschuldigen, aber daß er es in einem wissenschaftlichen Werke verschweigt, ist unbegreiflich, weil gerade dieser Trost in Verbindung mit zahlreichen bei Köstlin ebenfalls fehlenden Aussprüchen Luthers den Schlüssel zu seiner Rechtfertigungslehre bildet. Luther selbst erzählt die Sache (Werke bei Walch XXII, S. 553 und Briefe bei De Wette V, S. 680). „Als ich ihm [Staupitzen] einst schrieb: o meine Sünde, Sünde, Sünde [was eine Zeile aus dem Meßkanon ist], erhielt ich zur Antwort: Du willst ohne Sünde sein und hast doch keine rechte Sünde. Christus ist die Vergebung aller rechten Sünden, als die Eltern morden, öffentlich lästern Gott verachten, die Ehe brechen u. s. w., das sind rechte Sünden. Du mußt ein Register haben, darin solche Sünden stehen, wenn Christus dir helfen soll, nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen.“ Diese Worte

hat sich Luther zum Leitstern erkoren. Demnach war ihm von da ab Moses mit seinem ewigen „Du sollst nicht!“ im Buche und im Gewissen „aller Henker Meister“ und der gerade Gegensatz zu dem freundlichen und tröstlichen Evangelium von der Sündenvergebung, ein Wegbereiter für Christus aber nur insofern, als er die Menschen so lange zur Verzweiflung treibt, bis sie bei Christus den Trost der Sündenvergebung suchen.

Man sieht, Luther mit seiner Rechtfertigungslehre und die Jesuiten mit ihrer Moralkasuistik verfolgen ganz denselben Zweck. Beide wollen dem Menschen aus der Verzweiflung heraus helfen, in die ihn seine Unfähigkeit, dem heiligen Gesetze Gottes zu genügen, gestürzt hat. Die Jesuiten versuchen es mit einer kaufmännischen Buchführung, indem sie bei jeder einzelnen Sünde genau zu ermitteln suchen, wieviel davon auf die Rechnung von allerlei Umständen kommt, für die der Sünder nichts kann, und wieviel dieser an guten Absichten aufzuweisen hat, die noch einen Teil des auf seine Rechnung zu setzenden Schuldkontos tilgen, sodaß von diesem nur noch eine Kleinigkeit übrig bleibt, die durch einige Wochen Fegefeuer zu tilgen wäre, wenn nicht zahlreiche Ablässe auch dieser Pein überhöben. Ist der Beichtvater geschickt und gefällig, so versteht er wohl auch noch ein Guthaben für den reinigen Büßer herauszurechnen. Luther dagegen meint es etwa folgendermaßen: „Du hast mich, lieber Gott, so gemacht, wie ich bin, und falls Adam an meiner Beschaffenheit schuld ist, so hast du eben diesen gemacht, wie er war. Ein Hundsfott, der mehr thut, als er kann, und was ich kann, das bleibt eben ein gutes Teil hinter dem zurück, was du in der Schrift forderst. Meine Sache ist es nicht, den Widerspruch aufzuheben zwischen deinem Wort und deinem Werk, sondern das ist deine Sache. Du hast es denn auch, wie wir zu unsrer Freude im Evangelium lesen, durch Christus wirklich gethan. Ich verstehe dein Thun nicht, aber ich vertraue dir. Nimm mich also hin, wie ich bin, wie du mich geschaffen hast, wie du mich zuerst durch Adam, dann durch Christum hast werden lassen. Mache nun mit mir, was du willst, was dabei herauskommen wird, kann nur gut sein.“ Diese Worte finden sich nirgends bei Luther, aber wir hoffen mit ihnen seine Meinung getroffen zu haben.*)

*) Man vergleiche außer vielen andern Stellen die im ersten Bande der Ausgabe seiner Werke von Walch S. 12: „Fragst du aber, wie muß man es denn anfangen, fromm zu werden, oder, was muß man thun, daß Gott in uns anfangt? Antwort: Ey hörst du nicht, daß kein thun, kein anfangen in dir ist, fromm zu werden, so wenig als auch zunehmen und vollenden in dir ist. Gottes allein ist, anfangen, fördern und vollenden. Alles, was du anfängst, ist Sünde und bleibt Sünde, es gleisse, wie hübsch es wolle, du kannst nichts denn sündigen, thu, wie du willst.“ Gerade die am meisten charakteristischen Aussprüche Luthers, die hierher gehören würden, sind zu derb für die zarten Ohren des heutigen Geschlechts, so namentlich einige, die sich an folgenden Stellen finden: Ausgabe von Walch V, 822. VIII, 88. und 878. XI, 349. XIII, 1480. Zerner Ausgabe II, 478. Op. lat. Jen. III, 853 b. Ep. a Joh. Aurifabro coll. I, 4 und 545 b.

Man erkennt in dieser Ansicht schon deutlich die Brücke, die zu der heutigen philosophischen führt, die den Begriff der Sünde durch den der naturnotwendigen Unvollkommenheit verdrängt hat. Zu untersuchen, ob und wie weit dabei noch die persönliche Verantwortung bestehen könne, ist hier nicht der Ort. Aber jedenfalls entspricht die offenherzige, kühne Auffassung Luthers dem deutschen Volkscharakter und den berechtigten Ansprüchen des männlichen Geistes besser als die kluge ausgedistelte Schachermethode der Jesuiten, die den Schwung des Geistes lähmt und alle Unbefangenheit raubt, indem sie dazu anleitet, das Gute wie das Böse mit kalter, vorsichtiger Berechnung zu thun. Auch ist die lutherische Ansicht, gefunden Naturen wenigstens, bei weitem nicht so gefährlich, wie sie furchtsamen, mütterlich besorgten Tugendhütern erscheint. Der gute Mensch, der sich in seinem dunkeln Drange des rechten Weges wohl bewußt ist, wird sich, wenn er nur nicht von guten Vorbildern verlassen lebt, aus allen Irrgängen immer wieder in den rechten Weg hineinflnden und bei edler Gesinnung schließlich ein tüchtiger, nützlich wirkender Mensch werden, falls nicht, was allerdings infolge unsrer heutigen Strafpraxis häufig geschieht, gleich die erste jugendliche Unbesonnenheit dazu benutzt wird, ihn in den Pfuhl des professionellen Verbrechertums, dieser schlimmsten Errungenschaft der modernen Kultur, hineinzustoßen, aus dem es keinen Rückweg giebt.

Aber was der unbefangene Sinn einer gefunden, starken und kühnen Menschenatur gut zu machen begonnen hatte, das verdarb die Theologie. Wider Erwarten und Willen zum Kirchenstifter geworden, durfte sich Luther nicht darauf beschränken, durch das Beispiel seiner eignen Seelenerfahrung den gefunden Menschenverstand und das edle Gemüt seiner Landsleute auf sich selbst zu stellen; er mußte eine Ansicht, die für starke, unabhängige und gesunde Geister die beste, für schwache, der Leitung bedürftige, jedem äußern Anstoß nachgebende wenig brauchbar und unter Umständen sehr gefährlich ist, in Formeln gießen, in Lehrbüchern breit treten, für Katechismen zurechtmachen, gegen Angreifer verteidigen. Die Fassung der neuen Rechtfertigungslehre, die die alte paulinische sein sollte — wer versteht die? —, fiel so unglücklich wie möglich aus, und in der Hitze des Streites wurde an dem Vorhange gezerrt, der die tiefsten göttlichen Geheimnisse verbirgt, und hinter dem für uns, so lange wir im sterblichen Fleische wandeln, das Grausen und der Wahnsinn lauern. In dem Streite wider Erasmus, der die Willensfreiheit verteidigte, fiel das schreckliche Wort, hinter dem geoffenbarten Gotteswillen, der die Bekehrung und das Leben des Sünders fordere, stecke ein anderer, verborgener, der von Ewigkeit beschlossen habe, einen Teil der Menschen böse werden und der ewigen Verdammnis verfallen zu lassen, und diese Nachtseite der tröstlichen Rechtfertigungslehre war es dann, die Calvin mit Vorliebe ausbildete.

Konstantin Höppler hat 1876, durch den Kulturkampf veranlaßt, ein Buch

herausgegeben (Das deutsche Reich und die kirchliche Frage), dessen Auffassung kirchenpolitischer Fragen zwar von den Ereignissen überholt und dessen unmittelbarer Zweck nicht erreicht worden ist, dem aber ein reicher Schatz tief-sinniger Betrachtungen und treffender Bemerkungen bleibenden Wert verleiht. Darin beklagt er (S. 237), daß der heutige Gebildete — vom Volke ist gar keine Rede, — ganz verloren in die Außenwelt, das Verständnis für solche Dinge völlig verloren habe, und fährt dann fort: „Wie steht es aber mit der Theologie? Wie viel [evangelische] Theologen verstehen wohl den Unterschied des Protestantismus und des Katholizismus in seiner Wurzel? Wie viel Theologen sind wohl imstande, die Bedeutung der Lehre vom rechtfertigenden Glauben anzugeben, so anzugeben, daß sie die kirchlich typischen Ausdrücke in die entsprechende geistige Sprache einer andern Vorstellungswelt übersetzen?“ Darauf könnte man zunächst erwidern, und Katholiken würden nicht ermangeln es zu thun, daß eine Lehre, die nicht einmal von den Theologen der eignen Kirche verstanden wird, keinen Pfifferling wert sei, und daß es nicht der Mühe lohne, sie zu studiren oder darüber zu streiten. Man könnte ferner einwenden, daß sich die Kirche das Übersetzen ihrer typischen Ausdrücke in die geistige Sprache einer andern Vorstellungswelt entschieden verbitten müsse. Christus und Paulus haben so oft und so entschieden wie möglich erklärt, daß das Evangelium nicht für die Schriftgelehrten und Weltweisen, sondern für die Armen und Einfältigen bestimmt sei, und wenn die Kirche von dieser Richtschnur (die streng innezuhalten freilich dem Apostel Paulus selber nicht immer gelungen ist) abweichen wollte, so wäre sie nicht mehr die Kirche Christi und Pauli. Ihre Lehre solle daher nicht ein Typus, eine hergebrachte oder vereinbarte Redeweise sein, in die der Gelehrte etwas andres hineinzulegen berechtigt wäre, als was der Ungelehrte darunter versteht, sondern sie wolle schlicht und wörtlich verstanden sein. Aber sehen wir nach, wie es sich mit dem beklagten Mangel an Verständnis verhält.

Die protestantische Rechtfertigungslehre an sich ist ganz leicht verständlich, und namentlich der ganz klare Heidelberger Katechismus läßt nicht den geringsten Zweifel übrig, wie sie gemeint sei. Frage 60 lautet: „Wie du bist gerecht für Gott? Antwort: Allein durch den wahren Glauben an Jesum Christum, also, daß, ob mich schon mein Gewissen anklagt, daß ich wider alle Gebote Gottes schwerlich gesündigt und derselben keins nie gehalten habe, auch noch immerdar zu allem Bösen geneigt bin, doch Gott ohne all mein Verdienst, aus lauter Gnaden, mir die vollkommene Genugthuung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi schenkt und zurechnet, als hätte ich nie keine Sünde begangen noch gehabt, und selbst allen den Gehorsam vollbracht, den Christus für mich hat geleistet, wenn ich allein solche Wohlthaten mit gläubigem Herzen annehme.“ Nachdem dann noch auseinandergesetzt worden ist, daß wirklich nur der Glaube gerecht mache, unsre guten Werke aber weder die Gerechtigkeit noch ein Stück

davon ausmachen, noch uns irgend welches Verdienst erwerben können, lautet die Frage 64: „Macht aber diese Lehre nicht sorglose und verruchte Leute? Antwort: Nein, denn es ist unmöglich, daß die, so Christo durch den wahren Glauben sind eingepflanzt, nicht Frucht der Dankbarkeit sollen bringen.“

Diese Antwort auf Frage 64 wurde nun durch die tägliche Erfahrung aufs schlagendste widerlegt. Die Rechtfertigungslehre machte in der That überall „sorglose und verruchte Leute.“ Zwar dürfte es auch den Katholiken schwer werden, durch den Augenschein die Wahrheit ihrer Rechtfertigungslehre zu erweisen, wonach mit dem Glauben zugleich auch die Liebe eingegossen und der Mensch nicht bloß für gerecht erklärt und von Gott angesehen, sondern wirklich gerecht gemacht wird, sodasß sich seine Gottes- und Nächstenliebe in guten Werken bethätigt, zumal wenn man auf die vielen sieht, die nicht bloß einmal in der Taufe, sondern vom dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre ab im Bußsakrament alljährlich mindestens einmal „gerechtfertigt“ werden. Allein die daran geknüpfte Lehre, daß bei dem zu den Fahren der Unterscheidung gelangten Menschen die Rechtfertigung nicht ohne alles Zuthun des Menschen zu stande komme, und daß die Mitwirkung mit der Gnade, wie sie beim Rechtfertigungswerke nötig sei, so auch nachher erfordert werde, um das errungene Heil zu sichern und die erworbene Gerechtigkeit und Heiligkeit von Stufe zu Stufe zu vervollkommen, fordert doch zu sittlichen Anstrengungen auf, die dort, wo die Seelsorge richtig gehandhabt wird, auch nirgends ganz ausbleiben. Es braucht nicht weitläufig erklärt zu werden, daß die protestantische Rechtfertigungslehre keinen derartigen Antrieb enthält, sondern das gerade Gegenteil. Sie mußte umso verhängnisvoller wirken, als Luther nicht müde wurde, die Unfreiheit des Willens und die Unwiderstehlichkeit der Naturtriebe zu predigen, und blinde Eiferer wie Amsdorf zu der tollen Behauptung fortschritten, gute Werke schadeten dem Seelenheile des Menschen. Die Zeugnisse protestantischer Zeitgenossen, die Döllinger in seinen drei dicken Bänden zusammengetragen hat, ergeben wirklich ein recht düsteres Bild. Wahrscheinlich sind die Klagen Luthers und seiner Freunde über die eingerissene Sittenverderbnis sehr übertrieben; die grausame Enttäuschung, die sie erlitten, mochte sie zum schwarzsehenden Unmut verleiten. Luther war fest überzeugt gewesen, daß sich die Frucht der guten Werke von selbst einstellen müsse, sobald die Wurzel des Glaubens ins Herz gesenkt sei; er war höchlich erstaunt darüber, daß die Leute durch das Evangelium nicht besser, sondern schlimmer zu werden schienen, und er hat niemals begreifen können, woher das komme. Den auf der Hand liegenden Grund übersehend, suchte er die Ursache bald im Teufel bald in einem unerforschlichen Rathschluß Gottes. Er klagte, das Papsttum mit seinen Einrichtungen sei für den großen Haufen geeigneter gewesen als das Evangelium; zum mindesten, meinte er, müßte der Bann wieder aufgerichtet werden. So kam er denn dahin, die weltlichen Obrigkeiten anzurufen, daß

sie die in die Brüche gegangene christliche Zucht wieder herstellten, und in dem Maße, als diese dem Rufe folgten, was bei manchen nicht vor Ablauf des siebzehnten Jahrhunderts geschah, ist es denn auch besser geworden, und zwar zum Teil besser als in den katholischen Ländern; und so ward denn leider offenbar, daß der Büttel eine stärkere sittliche Macht sei, als der „allein rechtfertigende“ Glaube.

Diese beschämende Thatsache wollen die evangelischen Theologen um keinen Preis eingestehen, und um sie und noch so manches andre Unbequeme zu verbergen, haben sich manche von ihnen eine Sprache angewöhnt, die das gerade Gegenteil von der offenen, ehrlichen, kühnen, stets unzweideutigen Sprache Luthers ist und nicht selten an den Galimathias erinnert, den Kabeleis die Pariser Advokaten im Glockenprozeß reden läßt. Da darf man sich dann freilich nicht wundern, daß die Rechtfertigungslehre, so vorgetragen, „Metaphysik“ ist, in dem Sinne, den der französische Spötter dem Worte beilegt, und daß sie niemand versteht. Als kleine Probe geben wir aus der oben schon angeführten Abhandlung über die Rechtfertigung (Realencyclopädie Band 12, S. 575) einen Satz, der noch lange nicht zu den schlimmsten gehört. „Als die größte Schwierigkeit freilich empfand die lutherische Dogmatik doch immer die Aufgabe, die von dem subjektiven ethischen Faktor unabhängige Heilsgewißheit festzuhalten, ohne doch die Bedingtheit der Teilnahme an der Reichsvollendung durch die sittliche Erneuerung zu kompromittiren.“ Das heißt auf Deutsch: Wie man die Menschen dahin bringen könne, ihre eigne sittliche Kraft anzustrengen, nachdem man ihnen den Satz eingeprägt hat, daß sie ohne ihr Zuthun durch Gottes Gnade allein selig werden und daß ihnen ihr eignes Thun rein gar nichts nütze, das haben die lutherischen Theologen bis heute noch nicht herausgekriegt. Ein andres, was unbedingt verschleiert werden soll, ist das, daß positiv gläubige Theologen und Pastoren, wenn sie der Sache auf den Grund gehen, dort gewöhnlich die altkirchliche Rechtfertigungslehre finden, wie denn sogar Hengstenberg „trotz seiner orthodoxen Tendenz unleugbar in das tridentinische Fahrwasser zurücklenkte“ (Schmidt a. a. D.) Und in der That, wer überhaupt an die Erlösung im paulinischen Sinne glaubt und zugleich der Meinung ist, das Geheimnis der göttlichen Gnadenwirkung könne entschleiert und die Heilswirkung auf dem Wege der Seelenanatomie für das Auge des Beobachters bloßgelegt werden, dem wird jene Beschreibung des Zusammenwirkens von Gnade und Menschenwillen, von Glaube, Hoffnung und Liebe, die das tridentinische Konzil und der Römische Katechismus geben, besser als jede andre gefallen und vollständig genügen. Im Sinne dieser Erklärungen haben sich denn auch die Theologen beider Parteien in den Religionsgesprächen, und zwar schon gleich bei jenem ersten, das zu Augsburg nach Verlesung der Konfession und der Konfutation veranstaltet wurde, sehr leicht zusammengefunden, wie auch die Träger und Pfleger späterer Unionsbestrebungen. Aber

diese theoretischen Einigungen blieben ohne alle Wirkung. Die Rechtfertigungslehre hatte den von der Vorsehung gewollten Erfolg gehabt; überall war sie begierig aufgegriffen und leicht verstanden worden. Fast ebenso viel wie das Wettern gegen Papst, Pfaffen und Menschenfagen und das Wort von der Freiheit hatte sie dazu beigetragen, Luthern und seinem Werk die Herzen im Fluge zu erobern. Den Volksmassen, die den leichtern Weg zum Himmel kennen gelernt hatten, fiel es nicht ein, auf den schwerern zurückzukehren und dazu auch noch das Joch tausendfältiger kirchlicher Satzungen wieder auf sich zu nehmen. Auch hatte die Vernichtung der kirchlichen Jurisdiktion die Machtvollkommenheit der protestantischen Fürsten so bedeutend vermehrt, daß diese von Wiederherstellung des alten Kirchentums nichts wissen mochten. In Augsburg waren es Luther und der kursächsische Kanzler Brück, die beizeiten den Niegel vorschoben; dieser im richtig verstandnen Interesse der Fürsten, jener, ohne auf den gelehrten Disput einzugehen, mit richtigem Instinkt aus der Volksseele heraus Einspruch erhebend. „Ich höre — schrieb Luther an Spalatin —, ihr habt ein wunderbarlich Werk angefangen, den Papst und Luthern zu vertragen; aber der Papst will nicht, und Luther bittet dafür. Seht nur zu, daß ihr eure Mühe und Arbeit nicht umsonst verspielet. Wo ihr aber, wider ihrer beiden Willen, die Sache verrichtet, so will ich bald eurem Exempel nachfolgen und Christum mit Belial auch vertragen.“ Nicht an der Rechtfertigungslehre, sondern an den Fragen der Priesterehe und des Laienkelches scheiterten die Verhandlungen zu guterlezt. Sehr gut sagt R. A. Menzel bei dieser Gelegenheit: „Mehrere Geschichtschreiber haben geglaubt, wenn die Theologen diese Meinungsverschiedenheiten zu heben willens oder vermögens gewesen wären, würde das große Werk der Ausöhnung vollbracht gewesen und eine Partei der andern in die Arme gesunken sein. Aber es galt hier nicht einzelne Vorstellungen, sondern diese lezten Streitpunkte bildeten nur den verkürzten Ausdruck eines innern großen Gegensatzes, der seit Jahrhunderten die herrschende Kirche bedroht, der in Luthers Lehren seinen Körper gefunden hatte und nun, nachdem er in diesem länger als ein Jahrzehnt hindurch ein kräftiges Leben behauptet hatte, auch äußerlich durch die Verkettung der politischen und bürgerlichen Verhältnisse aufrecht erhalten ward.“ Als dann die Rechtfertigungslehre ihre Bedeutung verloren hatte, vom Volke vergessen war und nur noch im Katechismus und in den gelehrten Büchern der Theologen ein schattenhaftes Dasein führte, war es neben dem Interesse der Fürsten und dem scharf ausgeprägten Unterschiede der kirchlichen Lebensformen der Haß der Protestanten gegen den Papst, was alle Vermittlungsbestrebungen wohlmeinender Theoretiker vereitelte. Luther hatte bei der Abreise aus Schmalkalden den dortigen Freunden zugerufen: Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst! Dieser sein Segenswunsch ist in Erfüllung gegangen. Weit dauerhafter als die sola fides hat sich dieses Erbstück Luthers erwiesen; es ist

auch jenen Protestanten geblieben, die im übrigen „seines Geistes keinen Hauch“ verspüren, die nicht einmal seine Worte kennen und entweder gar keine Rechtfertigung brauchen oder nur die durch Liebe und gute Werke gelten lassen.

(Schluß folgt)



Der Streit um den Geschichtsunterricht



aß wir in einem Zeitalter des Ringens und Kämpfens leben, dafür erhalten wir täglich Beweise mehr als genug. Daher entsteht auch in uns mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Sehnsucht nach der behaglichen Muße unsrer Väter, nach jener Zeit, wo die Deutschen einer Nation von Privatgelehrten glichen, denen die Händel dieser Welt weit abseits lagen. Und doch würden wir in dem ersehnten Zustande nicht lange verharren wollen; denn einmal angesteckt von dem rastlosen Drängen und Treiben, das dem Eintritt neuer gesellschaftlicher Einrichtungen vorauszugehen pflegt, würde uns die müßige Stille bald leid werden und der Kampfplatz in so idealem Lichte erscheinen, daß er uns unwiderstehlich anzüge.

Gewiß wäre es nun wünschenswert, wenn sich innerhalb des Streitens und Ringens ein Ort fände, auf dem man sich beruhigt niederlassen und mit einer größern Gemeinschaft ausruhen könnte, um neue Kräfte zu sammeln. Wo aber die Gesellschaft von einer so starken innern Unruhe gepackt ist, daß sie ihr nicht entrinnen kann, da werden nach und nach alle Gebiete ergriffen, sodaß es den Anschein gewinnt, als schwankte die vaterländische Erde, und als suchte der Fuß vergebens nach festem Boden.

Wie sehr auch das gesamte Bildungswesen von dieser Unruhe ergriffen ist, ist in dieser Zeitschrift schon mehrfach dargelegt worden. In erster Linie waren es aber schulpolitische und schulorganisatorische Fragen, die eine gewisse Aufregung verursachten, während die Erörterung technischer Aufgaben den Fachkreisen überlassen blieb. Nun hat man aber auch diese Grenze überschritten, und damit ist auch den Grenzboten Gelegenheit gegeben, eine Sache zu besprechen, die bisher der Didaktik anheimfiel.

Allerdings ist sie interessant genug, weite Kreise zum Nachdenken anzuregen. Und es war wohl nicht zufällig, daß, wenn einmal wieder Unterrichtsangelegenheiten vor ein größeres Publikum gebracht werden sollten, gerade